

### Aus den Briefen Janssens an Pfarrer Andreas Schneider in Bergau.

○ In der weitem Oeffentlichkeit dürfte es weniger bekannt sein, daß der am 30. Dezember des vorigen Jahres gestorbene Pfarrer von Bergau, Herr Andreas Schneider, zu des seligen Janssens vertrautesten Freunden zählte. Im Jahre 1869 wollte derselbe mit einer kurzen Unterbrechung, während deren er den Pfarrconcurs machte, mehrere Monate, vom 7. April bis 21. November, in Frankfurt und betrieb hier unter der unmittelbaren Leitung des berühmten Geschichtsschreibers historische Studien. Er beschäftigte sich neben der allgemeinen Geschichtswissenschaft eingehender mit dem Zeitalter Kaiser Maximilians I. und dem Josephinismus und verfaßte außer einigen kleineren Arbeiten eine größere Abhandlung „Der Klostersturm in Oesterreich unter Joseph II.“, die als Broschüre 1869 in Frankfurt erschien. Verschiedene Artikel veröffentlichte er in der damals von Dr. Niedermeyer herausgegebenen „Kath. Bewegung“, im „Katholik“ u. s. w.

Janssens scheint ihn, nach dem vorhandenen Briefwechsel Janssens und den schriftlichen Aufzeichnungen Schneiders zu schließen, recht lieb gewonnen zu haben, und ergeht sich in den anerkanntesten Ausdrücken über den strebsamen Kaplan. Er hielt große Stücke auf ihn und hoffte, in ihm eine Stütze für seine zahlreichen Arbeiten zu finden, einen Berather, mit welchem er seine historischen Werke besprechen konnte.

Während der kurzen Spanne Zeit, die Schneider in Frankfurt zubrachte, entwickelte sich zwischen beiden ein inniges Freundschaftsverhältniß, das bis zum Tode Janssens währte.

Ende November 1869 kehrte Schneider wieder in seine Diocese Gichstätt und zur praktischen Seelsorge zurück. Janssens ließ ihn allerdings nur ungern ziehen und machte mehrere Versuche, seinen „lieben, treuen Freund“ wieder in seine Nähe zu bringen. Sein Wunsch war es besonders, er möchte als Pfarrer von Niederrad bleiben, wo sich Janssens während der Sommermonate gerne aufhielt. Doch dieses sein Verlangen scheiterte an dem Willen Schneiders, der es vorzog, in der eigenen Diocese zu wirken. Allein ganz scheint auch ihn selbst die Erinnerung an Frankfurt und seinen dortigen Freund, oder vielmehr die Liebe zum Geschichtsstudium, nicht verlassen zu haben; wenigstens drückt Carl Banfa in einem Briefe an Schneider vom 29. Januar 1872 seine Freude darüber aus, daß er sich, dem Verlangen Janssens folgend, um die durch das Ableben von Professor Dr. Niedermeyer erledigte Stelle eines Administrators des Deutschen Hauses in Frankfurt gemeldet habe. Da jedoch aus der eigenen Diocese nicht weniger denn 8 Bewerbungen einliefen, trat Schneider zurück; Janssens gab jedoch seine diesbezüglichen Versuche nicht auf, freilich ohne sein Ziel zu erreichen. Schneider lehnte ab, zumal in Preußen die Dinge anstehen, weniger gemüthlich zu werden, und der Culturkampf seine schönsten Blüten trieb.

Wie enge nun Schneider während seines Aufenthaltes in Frankfurt seinem Freunde aus Herz gewachsen war, zeigt sich in den Briefen Janssens an ihn. Wiederholt drückt dieser den Gedanken aus, welch großer Verlust sein Weggang von Frankfurt für ihn gewesen und wie gerne er ihn wieder in seiner Nähe hätte. „Es

ist schade, lieber Schneider“, schreibt er ihm am 1. Juni 1870, „daß Sie nicht mehr hier sind und wir unsere historischen Werke nicht gemeinsam mehr besprechen können.“

„Wie oft“, heißt es in einem Schreiben vom 9. August desselben Jahres, „sprechen wir (Banfa, Steinle . . .) von Ihnen und wünschten, daß Sie nicht von hier weggegangen wären. Die Freunde fragen oft nach Ihnen, insbesondere auch Familie Banfa. Wären Sie doch nur hier geblieben als Pfarrer von Niederrad.“ Am 30. April 1871 schreibt er ihm: „Wenn Sie hörten, wie oft ich von Ihnen spreche, und wüßten, wie sehr ich Sie hieher zurückwünsche, so gäben Sie doch Ihren Glauben an diese Freundschaft keineswegs auf. Wirklich, lieber Schneider, ich wünsche Sie sehnlichst hieher zurück und mache mir noch immer Gedanken, ob es denn nicht möglich wäre, daß Sie die Stelle in Niederrad, die noch immer unbefetzt ist, annähmen.“ Diese Sehnsucht Janssens läßt sich leicht erklären, wenn man weiß, wie vereinsamt sich Janssens fühlte, da er fast niemanden besaß, mit dem er über seine Arbeiten conferiren konnte.

„Unser guter Professor Wedewer ist nach langem, schwerem Leiden am 16. April gestorben“, schreibt er im nämlichen Briefe, „für mich eine neue Lücke, da ich ihm seit 17 Jahren nahe stand. Ich bin hier wirklich ein Vereinsamter. Wie gerne ich Sie hier in meiner Nähe hätte, kann ich Ihnen nicht genug sagen.“ Am 7. Juli 1872 spricht er sich folgendermaßen aus: „Seien Sie versichert, daß ich Ihnen treu ergeben bleibe und oft an Sie denke. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich noch an die Zeit Ihres Aufenthaltes in Frankfurt, wo mir erfrischender und anregender Umgang, wie Sie richtig herausgeföhlt, besonders was meine historischen Studien betrifft, so vielfach gebracht, manches mir auch mit jedem Jahre fremder wird.“ In einem Briefe vom 30. April 1874 heißt es weiter: „Ich habe ein inniges Verlangen nach Ihnen und nach Ihrem wohlthuenenden Verkehr.“ Janssens mittheilsame Natur wollte eben einen lieben Freund, der die Sorgen um seine vielen Arbeiten theilen, mit dem er sie besprechen und dem er sie vorlesen konnte. Zu diesem Zwecke war ihm Herr Schneider in kurzer Zeit sehr werthvoll geworden. „Hier stehe ich geistig sehr isolirt“, schreibt er wiederholt, „fast mit niemand kann ich über meine Arbeiten sprechen. Wie oft habe ich gesagt, wäre doch mein lieber Hauskaplan noch hier.“

Als Janssens erkannte, daß Schneiders Rückkehr nach Frankfurt kaum mehr möglich sein werde, schrieb er ihm: „Ich habe oft ein rechttes Verlangen nach Ihnen, doch das ist ja nicht mehr zu ändern, und wir wollen wenigstens im Geiste und im Gebete trenn mit einander verbunden bleiben.“ Sie sind es auch geblieben. Ueber seinen Aufenthalt in Frankfurt hat Schneider ein genaues Tagebuch geführt, das sich noch unter seinen hinterlassenen Papieren vorfand. Auch die Briefe, welche Janssens im Laufe der Zeit an ihn schrieb, hat er genau und sorgsam aufbewahrt. Das Interessanteste aus ihnen wollen wir demnächst mittheilen.

### Die Passio des hl. Florian und einige andere Legenden.

Von Dr. Bernhard Sepp.

Dies also ist das neueste Resultat moderner Legendenkritik, daß die Passio des hl. Florian, welche selbst ein

Nettberg<sup>1)</sup> noch für echt hielt, eine Fälschung ist. Bruno Krusch in Hannover hat es bewiesen,<sup>2)</sup> Professor N. Schrad in Würzburg bestätigt<sup>3)</sup> und Landesgerichtsrath J. Struadt in Kremsmünster urbi et orbi verkündet.<sup>4)</sup> Damit ist diese Passio begraben — wenigstens für die Leser der Münchner Allgemeinen Zeitung. R. I. P.

Aber — welches sind denn eigentlich die Argumente, die Dr. Krusch für seine Behauptung beigebracht hat? Ich will sie mit seinen eigenen Worten anführen.

I. „Haec (sc. S. Irenaei Sirmiensis acta) Floriani biographus ita expilavit, ut initio utraque ad verbum concordent acta.“

Hiezu bemerke ich Folgendes:

Die Anfangsworte der lateinischen Version der Passio des hl. Irenäus, Bischofs von Sirmium,<sup>5)</sup> werden von Ruinart als „collectoris prologus“ bezeichnet, d. h. sie sind nach seiner Meinung nur eine einleitende Phrase des Sammlers und gehören nicht, wie das Uebrige, zu den „Präsidialacten“. Dies beweist schon ihre wenig präcise Fassung, denn kein Zeitgenosse würde in so unbestimmter Weise von den Zeiten des Diokletian und Maximian, wie von längstenschwundenen, gesprochen haben!<sup>6)</sup> Ganz ähnlich lautet der Eingang der Passio des hl. Julius, eines römischen Soldaten, der nach 26jähriger Dienstzeit zu Dorostorum (Sistria) in Mösien gemartert wurde.<sup>7)</sup> Auch der Schluß dieser Passio stimmt in der Stillförmigkeit aufs genaueste mit den Schlußworten der Passio s. Irenaei überein.<sup>8)</sup> Es ist also die Möglichkeit gegeben, daß sämtliche drei Passionen von einem und demselben Sammler und Redacteur herrühren, der echte Aufzeichnungen zu Grunde legte.

Damit verliert aber das Argument Krusch's seine Beweiskraft, denn im Uebrigen ist der Inhalt der beiden von ihm verglichenen Legenden ein so grundverschiedener, daß kaum von einer Ähnlichkeit derselben gesprochen werden kann.

In der Passio s. Irenaei tritt uns ein jugendlicher Bischof griechischen Namens entgegen, der Weib und Kind hat und, weil er sich zu opfern weigert, erst — wie Bischof Quirinus von Sisacia — mit Knütteln geschlagen, dann auf Befehl des Präses Probus von Niederpannonien mit dem Schwerte durchstoßen wird, ehe man seinen Körper über die Brücke in die Bosphuth

<sup>1)</sup> Kg. D. I, 157.

<sup>2)</sup> M. G. Scr. rer. Merov. III, 65 sq. (1896).

<sup>3)</sup> Destr. Lit.-Bl. d. Leo-Gesellsch. Nr. 15 S. 450 f. (1. Aug. 1897).

<sup>4)</sup> Beil. z. Allg. Stg. Nr. 202 S. 1 f. (7. Sept. 1897).

<sup>5)</sup> S. Ruinart Acta Mart. (Verona 1731) p. 356. Der griechische Text des Prologs lautet ganz anders s. Boll. A. SS. Mart. III, Nachtrag p. 23, Lambecius, Comm. de bibl. Caes. Vindob. t. VIII (Wien 1782) p. 436 f.

<sup>6)</sup> Wie ein echtes Protokoll begann, beweisen die Acte des Martyrers Euplus bei Ruinart p. 361: Diocletiano novies et Maximiano octies consulibus pridie Idus Augusti in Catanensium civitate etc.

<sup>7)</sup> S. Ruinart p. 482: Tempore persecutionis quando gloriosa certamina fidelibus oblata perpetua promissa expectabant accipere, tunc comprehensus Julius etc.

<sup>8)</sup> Er lautet (ebenda p. 483): Martyrizatus est autem venerabilis Dei famulus Julius apud provinciam Moesiam in civitate Dorostorensis die VI Kal. Jun. agente Maximo presidente regnante Domino nostro Jesu Christo cui gloria in saecula saeculorum. Amen. Die gesperrt gedruckten Worte stehen auch in der lat. Passio s. Irenaei; in der Passio s. Floriani dagegen heißt es am Schlusse: „Acta sunt autem haec“, ebenso in den Acten des hl. Pollio (bei Ruinart p. 360) und in der griech. Version der Passio s. Irenaei.

(Basentis),<sup>9)</sup> die bei Sirmium in die Save mündete, hinabwirft.

In der Passio s. Floriani dagegen begegnet uns ein alter Soldat gutrömischen Namens, der princeps legionis<sup>10)</sup> gewesen war, aber den Kriegsdienst verlassen und in Cetium<sup>11)</sup> sich angesiedelt hatte, von wo er auf die Nachricht, daß in Lauriacum<sup>12)</sup> eine Christenverfolgung ausgebrochen sei, herbeieilt, um sich ebenfalls als Christ zu bekennen. Nachdem er zweimal mit Knütteln geschlagen ist und seine Schultern mit eisernen Nägeln durchbohrt sind, befiehlt der Präses Aquilinus von Noricum ripense,<sup>13)</sup> ihn zu ertränken. Schon binden ihm die Soldaten einen Stein um den Hals, aber noch zögern sie, den Befehl an ihrem alten Waffengefährten zu vollziehen. Da — nachdem er etwa eine Stunde lang gebetet hat — eilt ein junger Offizier erzürnt herbei und stößt ihn über die Brücke in die Enns hinab. Aber das Wasser wirft die Leiche an's Land, und eine Matrone Namens Valeria bestattet sie in der Nähe.<sup>14)</sup>

In der That, der Fälscher hatte eine wunderbare Phantasie<sup>15)</sup> und wußte seine Quelle geschickt zu verbergen; man müßte höchstens eine Spur derselben noch darin finden, daß hier wie dort der Präses einen Richter spruch fällt (sententiam dat)<sup>16)</sup> und Florian, wie Irenäus, vor seinem Tode die Hände zum Gebet (wie die Dranten auf altchristlichen Fresken) zum Himmel emporhebend (extendens manus suas ad coelum)<sup>17)</sup> seine Seele Gott empfiehlt. Wie merkwürdig!

II. „Castri, ubi Florianus passus esse fertur, in Norico ripensi siti nomen Lavoriacum ad medium aevum referendum est.“

Ein ganz werthloses Argument, denn jeder, der mit Handschriften sich befaßt hat, weiß, daß die Eigennamen darin selten unverändert gelassen, sondern meist nach der Aussprache der Zeit umgeformt sind. So z. B. lautet

<sup>9)</sup> Bei Plinius nat. hist. III, 28, 2 lautet der Name des Flusses: Bacuntius; vgl. ad Basante, Tab. Pent.; Bassantis, Anon. Rav.; Caput Basensis, Not. dignit.

<sup>10)</sup> Vgl. Mommsen C. I. L. III, 1 n. 3501 gefunden bei Pesth: Ti. Jul. Masculus Prin(ceps) Leg(ionis) II Adi(atricis). Gemeint ist der erste Centurio der Legion (= primipilus s. Veget. de re mil. II, 8), welcher der nächste nach dem Tribun war und zum Ritterstande zugelassen wurde.

<sup>11)</sup> Das ehemalige römische Municipium Aelium Cetium ist (nach Mommsen C. I. L. III, 2 p. 684) in Mautern bei Krems zu suchen.

<sup>12)</sup> Lauriacum (h. Lorch) war der Standort der Leg. II Italica Pia Fidelis, vgl. Mommsen a. a. O. n. 5671, 5681, 5682.

<sup>13)</sup> Diokletian hatte kurz vorher (i. J. 297) die Provinz Noricum in Noricum ripense und Noricum mediterraneum getheilt. Woher mußte dies der Fälscher?

<sup>14)</sup> Nämlich am linken Ufer des Isybaches, wo seit unvordenklichen Zeiten eine Kirche des hl. Florian steht, s. unten.

<sup>15)</sup> Anderer Meinung war Wattenbach, der (D. G. 6. Aufl. I. Bd. S. 42) von einer Dürftigkeit der Phantasie des Mittelalters spricht und mit derselben kühnen Sicherheit, wie Krusch, die Legende des hl. Florian für eine Nachbildung der Passio s. Quirini erklärt, die schon Hieronymus in seinem Chronicon benützt hat (s. Migne P. L. 27 col. 667, vgl. Ruinart p. 439). Und doch kann es bei dem Wasserreichtum der Südbonau nicht auffallen, wenn Florian, wie Quirinus und Irenäus, ertränkt wurde.

<sup>16)</sup> Derselbe Ausdruck findet sich in den acta s. Polionis, Eupli, Julii (a. a. O.); er gehört schon dem klassischen Sprachgebrauch an, s. Liv. 8, 20; 23, 3.

<sup>17)</sup> Vgl. die acta s. Eupli a. a. O.

der Name des hl. Rupert im Salzburger Verbrüderungsbuch *hrodperhtus*, im ältesten Salzburger Martyrologium, dem *indculus Arnonis, der conversio Bag. et Car.* und in der *Grazer vita: hrodbertus*, in den *Computi* d. J. 1129, 1165, 1186: *Roudbertus, Rudbertus, Ruodbertus*, die merowingische Namensform dagegen war: *Chrodoberchtus* (vergl. *Pertz M. G. Diplom. n. 36, 66, 82*). Hieraus folgt, daß aus der Namensform höchstens das Alter der betreffenden Handschrift, nicht aber die Lesart des Originals erschlossen werden kann. Uebrigens lautet der Name im Berner Codex des Martyrologium Hieronymianum (verfaßt ca. 770), dessen Schreiber nach *Krusch a. a. O. S. 66* den Text unserer *Passio s. Floriani* bereits vor sich hatte,<sup>18)</sup> ganz richtig *Lauriacum*, ein Beweis, daß *Lavoriacum* nur eine Entstellung des Copisten<sup>19)</sup> ist.

III. „De s. Floriano in priore martyrologii Hieronymiani recensione altum est silentium singulique posterioris codices de eo minime inter se conveniunt.“

Dieser Einwand wäre schwerwiegend, falls er begründet wäre. Dem ist aber nicht so. *Krusch* hat nämlich übersehen, daß der *Passus* des Martyrologiums, der von *Florian* handelt, in der *Erternacher Handschrift*, die noch zu Lebzeiten des hl. *Willibrord* (gest. 739) verfaßt ist, unter dem voranzgehenden Tag (*V non. Mai.*) berichtet wird,<sup>20)</sup> ein Versetzen, das in diesem Codex, wie in dem *Weissenburger* (geschrieben 772), wiederholt begegnet. Abgesehen von diesem Versetze herrscht unter den genannten drei ältesten Handschriften dieses Martyrologiums der schönste Einklang, und es steht daher außer Zweifel, daß der Name des hl. *Florian* schon in der ersten Recension desselben, die nach *Krusch* im Jahre 627/28 in *Burgund* entstanden ist,<sup>21)</sup> vorhanden war.<sup>22)</sup>

Diese Thatsache ist aber von der größten Tragweite, denn das Martyrologium Hieronymianum lag in dieser Form, wenn wir von den deutlich erkennbaren Einträgen aus den *Calendarien* von *Lyon*, *Muzerre* und *Mutun*<sup>23)</sup> absehen, sicherlich schon *Gregor d. Gr.*<sup>24)</sup> und *Cassiodor*<sup>25)</sup> vor und ist durch seine Uebereinstimmung mit dem *calendarium Romanum* und dem *syrischen Martyrologium* vom Jahre 412<sup>26)</sup> aufs Beste beglaubigt.

Aber die Erwähnung des hl. *Florian* in der ältesten Recension des Martyrologium Hieronymianum ist

<sup>18)</sup> *Krusch* nimmt daher an, daß unsere *Passio* um die Mitte des 8. Jahrh. entstanden sei. Wer in aller Welt mag in dieser Zeit der ärgsten Sprachverwilderung ein so gutes Latein geschrieben haben!

<sup>19)</sup> Die Form *Lavoriacum* ist nur dadurch entstanden, daß dem u später ein o überschrieben und der Diphthong au dumpf wie ao gesprochen wurde. Dieselbe Namensform steckt in dem verderbten Wort *[B]laboriscijaco* der *tab. Pent.*, und dennoch wird kein Vernünftiger bestreiten, daß die *tab. Pent.* auf ein römisches Original zurückgehe.

<sup>20)</sup> *S. Boll. A. SS. Nov. II, 1 p. 54.*

<sup>21)</sup> *S. Neues Archiv XX S. 438.*

<sup>22)</sup> Von einer späteren Interpellation im *Weissenburger Codex* kann keine Rede sein; der Name *Florianus* ist hier nur in die falsche Zeile gerathen.

<sup>23)</sup> *S. Boll. a. a. D. p. [XLI] sq.*

<sup>24)</sup> *S. Ep. VIII, 29 (Migne 77 col. 930 f.)*, *Jaffe-Wattenbach 1517* aus d. J. 598.

<sup>25)</sup> Vergl. *De instit. div. lit. cap. 32 (Migne 70 col. 1147)* aus d. J. 544.

<sup>26)</sup> *S. Boll. a. a. D. p. [XLVIII] sq.* und *p. [LII] sq.* Es ist undenkbar, daß das Material zu dieser großartigen Compilation in Gallien vorhanden war.

keineswegs das einzige Zeugniß für die Thatsächlichkeit seines Martyriums, auch die Grabinschrift jener *Valeria*, welche einst dem hl. *Florian* laut der *Passio* bestattete und sich nach altem Brauche an der Seite des hl. *Martyrers* beisehen ließ, ist noch heute an Ort und Stelle vorhanden.

Allerdings behauptet *Krusch a. a. O. S. 70 Nr. 2*, daß diese Inschrift erst im 13. Jahrhundert entstanden sei, und er beruft sich hiefür auf *Friedrich Kemner*, der sie im *Archiv für österreichische Geschichte* Bd. 38 S. 175 f. ausführlich besprochen hat. Aber er macht sich dabei einer groben Verdrehung der Worte dieses Gelehrten schuldig. Denn *Kemner* sagt über den Stein vielmehr Folgendes: „Die Inschrift ist in ihrem wesentlichen Theile bisher das einzige altchristliche Denkmal in Oberösterreich und mit Ausnahme der Grabsteine von *Agnileja* wohl das älteste derartige in der gesammten *Monarchie*, soweit man ihrer bisher kennt und soweit man sie datiren kann. Sie lautet in der ursprünglichen Textirung:

#### VI NONAS MAI DEPOSICIO

#### VALERIE · VIDVE

Die seltliche Einfachheit des Textes ist genau von der Art, wie man sie auf den altchristlichen Grabsteinen in den römischen Cömeterien findet. Allein die äußere Form ist abgeändert worden, und zwar sowohl durch spätere Zusätze als auch in Rücksicht auf die Buchstabenform. Als Zusätze sind zu betrachten: ein kleines Kreuz am Eingang der ersten und ein S (*sanctae*) am Eingang der zweiten Zeile.“

(Nun folgt der Nachweis der Echtheit der Charaktere aus *de Rossi Inscr. christ. urb. Romae I*; dann fährt *Kemner* fort:) „Alle diese Charaktere treffen zusammen auf die Jahre 340–350 n. Chr. Sei es, daß *Valeria* in diesem Jahre starb, oder daß damals ihr Grabmal gearbeitet wurde.“

In späterer Zeit ist die Inschrift restaurirt worden; es blieb dabei die ursprüngliche Form des N gewahrt, alle Buchstaben erhielten aber das Aussehen von gothischen Majuskeln, wobei die schon ursprünglich runden Formen des M und E völlig in gothische Leitern übergingen. Der berühmte Epigraphiker *Cavaliere de Rossi* erkennt daher die Echtheit des Steines in seiner ursprünglichen Fassung an, versetzt aber die Zusätze und die Ausfiattung, in der sie noch erhalten ist, in das XIII. Jahrhundert.<sup>27)</sup> ... Sicher aber hat man damals die Inschrift nicht erfunden; denn in jener Zeit würde man weder die römische Datirungsweise befolgt, noch den Text so seltlich abgefaßt haben, man würde vielmehr die Verbindung *Valeria's* mit der Legende vom hl. *Florian* hervorgehoben und ihre Frömmigkeit gepriesen haben.“ Da *de Rossi* ein besserer Kenner altchristlicher Inschriften war, als *Monnisen* ist, so wird die Echtheit dieses Steines wohl kaum mehr in Abrede gestellt werden können. Sie verbürgt aber zugleich die Echtheit der Grabstätte des hl. *Florian*, der *Stift* und *Markt St. Florian* in Oberösterreich ihre Entstehung verdanken.

Doch Herr *Struadt* bestreitet ja, daß man im

<sup>27)</sup> Wie *Kemner* wahrscheinlich macht, hängt die Uebersetzung der Inschrift mit der Transferrung des *Sarges* der *Valeria* nach dem *Kreuzaltar* und mit der Neu-Einweihung der Kirche i. J. 1291 zusammen. Heute befindet sich der Stein ebenso wie der *Sarg* und die *Reliquien* der *Valeria* in einer Kammer neben der *Krypta* (seit 1754).

Mittelalter die Grabstätte des Heiligen gewünscht habe. Zwar lesen wir schon in einer der ältesten Passauer Traditionsurkunden<sup>28)</sup> eines presbyter Reginolf<sup>29)</sup> die Worte: in loco nuncupante ad Pucche, ubi preciosus martyr Florianus corpore requiescit, aber diese Notiz bringt nach seiner Meinung nur „die persönliche Ansicht des Schreibers (im 9. oder 10. Jahrh.) zum Ausdruck“ — gleich als wenn eine „persönliche Ansicht“ nicht auch richtig sein könnte.

Zudem kehrt dieselbe Nachricht in einer Urkunde Ludwigs des Kindes vom 19. Januar 901 (s. Mon. Boica XXXI, 1 S. 162 n. 80, vgl. Mühlbacher Reg. Karol. n. 1942) wieder: „ad suprascriptum sacrosanctum locum — sc. sancti Floriani martyris monasterium — in quo eiusdem beatissimi martyris corpus venerabiliter humatum est.“ Schon in einer Urkunde Ludwigs d. Fr. vom 28. Juni 923 (vgl. Mühlbacher a. a. O. n. 753) ist von einer cellula s. Floriani die Rede, die sein Vater, Karl d. Gr., an Passau geschenkt hatte, und Aventin annal. Boior. IV, 9 versichert, daß er in Münchsmünster ein Buch gesehen habe, das im Jahre 819 in St. Florian geschrieben war. Also schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts bestand eine Art künstlerlicher Niederlassung in St. Florian, die sich später zu einer „congregatio clericorum ibidem in loco die noctuque servientium“ erweiterte, s. Mon. Boica XXVIII, 2 n. 36, vgl. J. Stülz, Gesch. d. regulierten Chorherrnstifts St. Florian, Linz 1835 S. 203 n. III „in sustentationem fratrum ibidem domino famulantium“.

Diese Zeugnisse beweisen klar, daß sich der Cult des hl. Florian ebenso gut, wie der des hl. Maximilian (s. indic. Arnon. VIII, 1 sq. brev. not. Salish. III, 1 sq.), über die Zeiten der Völkerwanderung hinaus lebendig erhielt, daß den christlichen Romanen, welche ihre Grabstätten niemals aus dem Auge verloren hatten. Denn „am festesten haftete immer die Erinnerung am Grabe der Heiligen“ (s. Wattenbach a. a. O. S. 43).<sup>30)</sup>

(Wird fortgesetzt.)

### Die Schmähungen Luthers.

O. In dem achten Hefte der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“, welches am 1. August d. J. ausgegeben wurde, ist zu lesen:

„Kurz vor Veröffentlichung der Bulle hatte Miltitz

<sup>28)</sup> S. Mon. Boic. XXVIII, 2 S. 35 n. 38. Auf ein sehr hohes Alter dieser Urkunde weist schon die Ausdrucksweise hin: „In ea vero die manentibus Otkario vocato episcopo una cum fidelibus suis“, wozu sich nur noch in n. 78 eine Parallele findet: „in patavia civitate, quando erchanfridus (Vorgänger des Otkarius) vocatus episcopus cum suis fidelibus ibidem fuisset.“

<sup>29)</sup> Nicht Eginolf, wie Strnadl schreibt. Er kann daher auch mit dem Donator Eginolf d. J. 772 — der übrigens nur in der Phantasie des Herrn Strnadl existiert! — nicht identisch sein. Nebenbei geben wir diesem Herrn den Rath, sich ja mit der Legendenkritik nicht mehr zu befassen, denn es fehlt ihm eine gewisse Akribie und damit alles, was zur Prüfung der Echtheit einer Legende nöthig ist.

<sup>30)</sup> Wie berühmt der hl. Florian war, beweist nichts besser, als der Umstand, daß ein späterer Uebersetzer der Legende des hl. Florentius seinen Heiligen der Namensähnlichkeit wegen für einen Bruder des hl. Florian ausgibt und an dessen Passio anknüpft — eine Entdeckung, welche bereits dieollandisten gemacht hatten (s. A. SS. Mai. t. I p. 462 n. 6 Sept. t. IV p. 412 n. 11). Auch wurde seine Passio auf einen anderen Florianus übertragen,

doch wieder Luther zur Milde gestimmt, und Luther hatte versprochen, an den Papst zu schreiben; er stand aber davon ab, als die Bulle veröffentlicht war. Auf vieles Zureden des Miltitz und der Vermittlungspartei schrieb Luther schließlich doch an den Papst Leo X. Der Brief muß nach dem 13. Oktober 1520 geschrieben sein; Luther setzte aber das Datum vom 6. September darunter, um die Bulle unberücksichtigt lassen zu können. Er fügte dem Schreiben seine mildeste reformatorische Hauptschrift (seine dritte: Von der Freiheit eines Christenmenschen) bei. Trotz aller Milde und Unterwürfigkeit im Briefe bleibt er doch in Bezug aufs Schriftprinzip fest. Nicht gegen die Person des Papstes habe er etwas Böses vorgenommen, sondern nur den „Römischen Hof“ habe er angetastet, und „um des göttlichen Wortis Wahrheit willen“ sei er angetreten. In allen Dingen wolle er jedermann gern weichen, aber „das Wort Gottis will ich und mag ich auch nicht verlassen noch verleugnen“. Er vergleicht Papst Leo mit Daniel in der Löwengrube und Gesehiel unter den Skorpionen: Dem römischen Hof sei nicht zu helfen, darum hab ich ihn veracht, ein Urtheilsbrief gesendet und gesagt: Ade, liebes Rom, sink fortan, was da sinkt, und bleib unrein für und für, was unrein ist (Offenb. 22, 11); hab mich also begeben in das stille gerügt Studieren der Heiligen Schrift, damit ich forderlich wäre denen, bei welchen ich wohnet.“

Kolbe sieht in dem Hange Luthers, den Wünschen der Vermittler und Freunde soviel als möglich Rechnung zu tragen, mit Recht etwas „Melanchthonisches“. Sicherlich wird einiges von Luthers Milde und Nachgiebigkeit in dieser Periode wie auch später auf die Rechnung von Melanchthons Einfluß zu schreiben sein, mit dem Luther ja immer inniger befreundet wurde; denn wie konnte er an den Papst so schreiben, wo er doch wenige Tage vorher in einem Brief an Spalatin sagt, daß der Papst der Antichrist und der Sitz Satans (!) sei. Luther ist eigentlich nur zu entschuldigen, wenn wir bedenken, daß er das Datum um fast zwei Monate zurückrückte und sich gewissermaßen in seine damalige Anschauungsweise hineinzuversetzen suchte.

Daß Luthers Forderung eigener Schriftforschung auch von den Laien und seine eigne rastlose Thätigkeit in Schrift und Wort schon damals gegenreiche Früchte getragen, beweist sein aus jener Zeit stammender Brief an Hieron. Mühlpsfort, Stadtvogt in Zwettau.

Leos gegen Luther erlassene Bannbulle Exsurge Domine enthält übrigens eine schlagende Bemerkung über Luthers Stellung zum Concil: „frustra etiam Consilii auxilium imploravit, qui illi se non credere palam profitetur“. Damit ist Luthers eigentlich auf die Dauer unhaltbare Stellung treffend gekennzeichnet, denn er wird sich auch nicht einem Concil unterordnen, das sich gegen seine Lehren ausspricht, weil es dann die Schriftworte nicht in seinem Sinne verstehen wird.

Endlich konnte Luther an der Echtheit der Bulle nicht mehr zweifeln, und Anfang November 1520 unternimmt er einen scharfen Feldzug gegen die Bulle selbst und den Papst in der Schrift: „Wider die Bulle des Endchrists“. Er verteidigt sich mit Gründen der Schrift und sagt entrüstet und beidend von seinem Gegnern, den „römischen Buben“: „sie wissen

dessen Gebeine i. J. 1183 durch Egidius — später Bischof von Modena — nach Krakau gebracht wurden, s. Ann. Polon. M. G. XIX p. 628.

ebensoviel von der Schrift als die Gans vom Psalter". Zugleich erneuert er seine Appellation an ein Concil (vom Jahre 1518) am 17. November 1520: Durch die Schrift wolle er sich überwinden lassen, denn „des Pappes Gewalt steht nit über noch wider, sondern für und unter der Schrift“ — das kann er nicht genugsam betonen. Wenn man es so macht, wie der päpstliche Stuhl es bisher gethan, dann dürfe bald niemand mehr Christum bekennen, denn der Pappst Leo X. fliehe und verlengue Gott und Gottes hl. Wort, mache sich unerhörter Gotteslästerung schuldig und sei ein „verstockter, irriger, in aller Schrift verdamnter Ketzer und Abtrünniger“, ein Feind und Widersacher der ganzen heiligen Schrift. Darum überläßt er „den Pappst und allen päpstlichen Haufen dem jüngsten Gericht“. — Damit schließt die Appellation. (Im lateinischen Text, der im ganzen etwas milder gehalten ist, fehlt der Schluß.)

Schärfer konnte Luther kaum noch gegen den Pappst vorgehen.“

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“ erscheint in Erlangen und Leipzig; sie wird herausgegeben von Gustav Holzhauser, Gymnasialprofessor in München, in Verbindung mit Oberconsistorialrath v. Buchruder in München, den Universitäts-Professoren Caspari, Ewald, Seeberg, Schling, Zahn in Erlangen, dem Kirchenrath Schlier in Hersbruck, dem Consistorialrath Stählin in Bayreuth u. a.

Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß Pastor D. Lindrig in Neval, der Verfasser der Abhandlung, welcher der mitgetheilte Abschnitt entnommen ist, mit den angeführten Aeußerungen Luthers nicht allzu unzufrieden ist. Diese unsere Annahme stützt sich darauf, daß er die „unterstrichenen“ kräftigen Stellen „unterstrichen“ hat, wohl zu dem Zwecke, die Aufmerksamkeit des Lesers darauf besonders zu lenken. Wir wollen ihn deshalb nicht tadeln, wohl aber müssen wir rügen, daß er das Schreiben Luthers an den Pappst durch Verschweigen so sehr „gemildert“ hat, daß er uns das Ehebrecht, welches Luther in seiner „mildesten reformatorischen Hauptschrift“ aufstellt, nicht bekannt gibt. Die „Milde und Nachgiebigkeit“, die Demuth und Wahrheitsliebe Luthers, die Reinheit seiner Lehre und ihre Uebereinstimmung mit der Heiligen Schrift wäre dann noch sichtbar zu Tage getreten. Doch begnügen wir uns einstweilen mit dem Gebotenen.

Die Gegner Luthers sind „römische Buben“, der Pappst der Antichrist, Leo X. ein „verstockter, irriger, in aller Schrift verdamnter Ketzer und Abtrünniger“, „ein Feind und Widersacher der ganzen Heiligen Schrift“. Luther ist zu entschuldigen, weil er das Datum um fast zwei Monate zurückdrückte! Und wenn er anders an Spalatin und anders an den Pappst schrieb, so wollte er eben damit darthun, daß er wirklich auch „anders kömte“! Er handelte da ähnlich wie der „milde“ Melanchthon.

Am 6. Juli 1530 sagte er dem päpstlichen Legaten Campeggio in Augsburg: „Wir haben kein Dogma, welches von der römischen Kirche verschieden ist“. Fünf Wochen später nannte er in einem mit den anderen sächsischen Theologen abgefaßten Gutachten für den Kurfürsten von Sachsen den Pappst „einen Antichrist“.

Es ist kein Zweifel, Luther und Melanchthon verdienen die höchste Anerkennung! Die Schriftworte dürfen nur im Sinne Luthers verstanden werden; seine Gegner „wissen von der Schrift ebensoviel wie die Gans“. Luther „saß in der Schrift“, seine Gegner aber draußen,

außerhalb der Schrift, deshalb war ihm der Brief des hl. Jakobus so verhaßt; denn in diesem stehen die Worte: „Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber“. Wie trefflich weiß er Offenb. 22, 11 anzuwenden! Warum hat uns Lindrig die Schriftgründe nicht mitgetheilt, mit welchen Luther sich vertheidigt hat? Wir wären ihm so dankbar dafür.

Vielleicht möchte einer oder der andere bei sich fragen, weshalb wir jetzt diese Dinge zur Sprache bringen. Hieran haben wir zu antworten: vor wenigen Tagen glaubte sich das heffische Oberconsistorium über Schmähungen Luthers beklagen zu müssen; dem Beispiele desselben folgte sofort die Generalsynode in Bayreuth. Die „Allgemeine Zeitung“ vom 23. ds. Mts. erwartet von der heffischen Staatsregierung die Zurechtweisung eines „bischöflichen Fanatikers“.

Nach lutherischem Bekenntniß ist der Pappst der Antichrist, sind seine Glieder oder Anhang des Antichristen Reich und zu verfluchen! Hierin liegt selbstverständlich keine Schmähung des Pappstes, der katholischen Kirche vor!

Sollten die Mitglieder des heffischen Oberconsistoriums, der bayerischen Generalsynode die Schriften Luthers, die lutherischen Bekenntnisschriften nicht kennen? An die „Allgemeine Zeitung“ möchten wir die Bitte richten, sie möge nachweisen, daß die Beschuldigungen, welche „der bischöfliche Fanatiker“ gegen Luther erhoben hat, der Wahrheit entbehren. Mit bloßen Schmähungen werden Anklagen nicht widerlegt.

## Die deutsch-französischen Allianzen

im 18. und 19. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Einem solchen Mann trat die polnische Erhebung entgegen, ihm, der eine Autokratie repräsentiren wollte, die nicht einmal in Persien und China ihres Gleichen haben sollte und auch hatte! Man sagt, daß an der Newa, Wolga und Moskwa heute noch Dinge sich ereignen, die in Europa „unmöglich“ gewesen wären. Die Mißhandlung und Niederwerfung des aufständischen Polen bietet das „Unmöglichste“, das, um nur vom Krakschejewischen Systeme der Militärkolonien zu reden, an die Institutionen der Baktrer und Meder erinnert. Die Kriegsführung lag in den Händen des Großfürsten Konstantin, dessen Rohheit schon den Erfurter Congress in Erstaunen gesetzt hatte, und der sich — offenerzig genug — selbst für unfähig zur Regierung eines modernen Staates erklärte! Wie rasend durch das fließende Blut wüthete er mit pathologischer, an Zwan den Schrecklichen erinnernder Grausamkeit, deren Schilderung das 19. Jahrhundert erschrecken macht.

In diesem Verwüstungskampf fand Polen die volle Sympathie Frankreichs, während Preußen sich fast feindlich erwies und England's Sympathie, wie immer, so groß war als der Prozentfuß von den Erzeugnissen des polnischen Landes und die Furcht, daß diese Abnahmeklasse von den Feinden Polens vernichtet werde. In Paris dagegen organisirte sich sofort unter lebhafter Antheilnahme des katholischen Klerus eine Polenpartei, welche sich der Protektion des Franziskaner-Priesters Ferro, des Bischofs Dupanloup, des Grafen Montalembert und nicht minder der französischen Jesuiten erfreute. Mitglieder des freien polnischen Comités, dessen Zweck in Geldsammlungen für die polnischen Emigranten

bestand, waren: Herzog d'Harcourt, Lafayette, der Held zweier Weltten, Marquis Noailles, Tallet und Graf Branicki. Schon 1831 begannen auch die französischen Vögel, so die Trinité indivisible in Paris und Veritas zu Nancy, sich lebhaft der armen Polen anzunehmen. Die Loge „Orient“ zu Poitiers stellte unter dem Vorwand maurerischer Bruderpflicht den polnischen Emigranten, die nach Rußland gehen wollten, falsche Pässe aus. Auch der Prärentent Napoleon nahm das Anerbieten der Polenfürher Soltyk, Ostrowski und Ledowicki an, sich an die Spitze der polnischen Armee gegen Rußland zu stellen; aber soeben — war Warschau gefallen.<sup>9)</sup> Auch Lucian Bonaparte war nebst dem polnischen Aristokratenführer Czartoryski und dem edlen Dudley Stuart, einem Engländer, zum polnischen Throncandidate ansersehen. So konnte schon 1833 ein polnischer Reichstag in Paris abgehalten werden. Auch die meisten polnischen Revolutionschriften wurden in Paris gedruckt, so 1861 noch die Schrift: „Exercices des Senfemannes“ (bei Renon & Maulde). Ein großer Schlag für die Hoffnungen der Polen war der Tod Lafayettes, der seine Epauletten und sein Vermögen der polnenfreundlichen Société des études hinterließ.

Daß Paris, das Ayl der hingeschlachteten Polen, für den Zaren Nikolaus ein Stein schweren Aufstoßes war, ist begreiflich; fast noch mehr regte ihn die Nachricht von der Julirevolution (1830) in Paris auf. Einige Tage fürchtete man für den Bestand des Wlththenden. Es erging eine Mäßigungsordre an die Armee, die bald widerrufen, dann wieder erneuert wurde. Der Kaiser war in unbeschreiblicher nervöser Aufregung; eine harmlose Französin, Vorleserin der Großfürstin, die ihm in jenen Tagen zufällig in den Weg kam, mißhandelte er thätlich und schrie sie an: „Ihre Landsleute machen schöne Sachen. Diese verdammte Rasse will wieder die Ruhe der Welt stören!“ Als er hörte, daß die Grenadiere der 1. Garde tapfer kämpfend der Revolution Widerstand geleistet hätten und gefallen seien, rief er aus: „Ich wollte jedem von ihnen ein goldenes Standbild errichten!“ Das Heer, das er in diesen Tagen inspierte, rief ihm zu: „Paris! Paris!“ Einen Beamten, der die Gedichte des Franzosen Victor Hugo übersetzt hatte, setzte er ab. Allen russischen Reisenden ward bei schwerer Strafe der Aufenthalt in Paris untersagt.<sup>10)</sup> Um den König Louis Philippe persönlich zu reizen, plante er, seine Tochter Olga mit dem Herzog von Bordeaux zu vermählen, der den Titel eines Herzogs von Moldau bekommen und in Petersburg wohnen sollte. Das Projekt zerfiel jedoch und störte nicht im mindesten die Gemüthsruhe Louis Philippe's, der wohlgenuth mit seinem phyliströfen Regenschirm in Paris herumspazirte und die Wonne der Banquiers und der Großfinanz genas. „Redet diesen Leuten nicht von Ehre,“ rief Chateaubriand; „die Krone würde um 10 Centimes fallen!“ Bald war auch die letzte Fieberhitze der Julirevolution „calmirt“ worden, und eitel Friede herrschte überall; in Preußen und Frankreich tanzten die reizenden Fische der berühmten Taglioni alle leidige Politik hinweg. Es war eben in Deutschland jener colossale Umschwung in der politischen Anschauung eingetreten, der in so wenigen Jahren selten in der Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte zu beobachten war. Der körperlich und geistig etwas un-

saubere Turnvater Jahn hatte noch gelehrt, der bloße Unterricht in der französischen Sprache sei eine Sünde gegen den hl. Geist, zwischen Deutschland und Frankreich müsse man einen Urwald, bebüffert mit Glenthiere und Auerochsen (!), pflanzen; Deutschland und Frankreich dürften sich nur wie zwei wilde Thiere hinter Menageriegittern ansehen. Freilich wurde, der dies schrieb, der „gereinigte Eulenspiegel“ des (fast verschollenen) Arndt von seinen Anhängern genannt; lachend geht die Weltgeschichte über ihn zur Tagesordnung über. Eine Sage geht, er habe sogar ein Haar von Blüchers Schimmel als Talisman gegen die bösen Franzosen bei sich getragen. Und wenige Jahre darauf! Welcher Umschwung in Deutschland! Paris ist das Mekka der Revolution, der Dichter, Künstler, Musiker und Schriftsteller. Mit welchen Lobeshymnen überschüttet Heine die Franzosen, und mit welch' plumpem Ungeschick secundirt ihn Börne! Wenn es damals in Paris regnete, spannte man in Deutschland allenthalben die Regenschirme auf. Die Jenseiter Universität schickte eine Deputation an Louis Philippe, löbende Artikel im „Westboten“ und der „Rheinischen Tribune“ erschienen. Das in Polypenschlaf versunkene deutsche Volk rieb sich schlaftrunken die Augen und schaute verziäceten Blickes nach Paris.

Freilich war der preussische Hof, von Nikolaus I. aufgestachelt, etwas unschlüssig, wie er sich zur Julirevolution verhalten sollte. Friedrich Wilhelm III. liebte, wie der marmorkalte Dichtergreis Goethe, das Bornehmen-Nüchtere, Aesthetisch-Geläuterte; alle Bewegung und Unruhe, jedes Schauffement war ihm verhasst. „Calmiren“ war sein Lieblingswort; „calmir“ wurde aber auch bei noch sehr jugendliche preussische Kronprinz, der einen Toast auf Frankreich ausgebracht hatte.<sup>11)</sup> Auf Vorhalt des Königs sagte er, er gäbe 10,000 Thaler darum, wenn er geschwiegen hätte. Ungewiß ist, ob das Project des Herrn v. Nagler, welcher aus Anhängern des vertriebenen Karl X. in Saarlouis, Köln, Trier und anderen rheinischen Städten ein corps d'espionage mit Neugierbüreau errichtete, wo Briefe und andere Sendungen der französischen Regierung erbrochen wurden, die Billigung Preußens hatte. Jedenfalls bestand es nicht lange. Die französischen Stimmführer jener Periode — wir nennen nur den früheren Saint-Simonisten Charles Duvoyrier oder den ritterlichen Sohn Louis Philippe's, welcher deutsche Schriftsteller im Original las — waren große Deutschfreunde, so daß Edgar Quinet, selbst seinem Temperament nach ein Deutscher, ein Buch „La Teutomanie“ schreiben konnte. Heine und der gespenstische Amadeus Hoffmann, der die romantische Poesie auf den Gipfelpunkt des unheimlich Grauenhaften und daneben mystischer Verzücktheit trieb, ein Mann, der wie Heine an erotischem Wahnsinn litt, waren damals die beliebtesten Modeschriftsteller der französischen feinen Lesewelt. Die Minister Louis Philippe's waren alle deutschfreundlich, so besonders der etwas phyliströse, grundgelehrte Guizot. Nur einmal zeigte er sich gegen die russische Regierung schwach, als nämlich Graf Orlov den Antrag stellte, den „Vater der Nihilisten“, Bakunin, den Fanatiker der Revolution, der auch 1847 auf dem Polenbankett in Paris eine große Rede gehalten hatte, aus Frankreich auszuweisen; Guizot gab nach. Es war dies derselbe Bakunin, der durch seine an Wahnsinn streifenden Theorien alle Berschwörungsbinden, die ihn aufnahmen, in Verlegenheit brachte, der

<sup>9)</sup> Vertheidigungsrede Daity's vom 9. Juli 1838 vor dem Gerichtshof zu Paris.

<sup>10)</sup> Koschekow's Memoiren.

<sup>11)</sup> Kochow, Briefe S. 38 (Leipzig 1871).

von seinen Anhängern verlangte, sie müßten den Teufel im Leibe haben, — dasselbe, was ein anderer Russe, Rubinstein, von dem Musiker verlangte — der 1870 die sozialdemokratischen Arbeiter aller Länder zum Schutze gegen Frankreich aufrief.

Um zum Abschlusse eclatant zu beweisen, wie groß damals in Deutschland das Entgegenkommen gegen Frankreich war, citiren wir nur die „Halle'schen Jahrbücher“ unter Arnold Ruge's Redaction; auch Bakunin war unter dem Pseudonym „Jules Elizard“ Mitarbeiter. „Alles Heil kommt von Westen, kommt von der Metropole Paris“, so lautet ein Artikel; „wir Deutsche müssen den theoreitischen Hochmuth ablegen und — wahre Franzosen werden.“ Die Artikel waren sehr gut gemeint und noch besser aufgenommen. Zu keiner Zeit im 19. Jahrhundert umgab Paris und die Franzosen ein höherer Nimbus. Selbst Componisten, die in Frankreich keinen Anklang fanden, wie Berlioz, der geniale Vorgänger Wagners, der unerhörte Meister der Instrumentation, kamen nach Deutschland, um berühmt zu werden, und — Berlioz gelang es. Umgekehrt fühlten sich alle deutschen, an Weltsehmerz und vielfach auch an Talentlosigkeit leidenden Prätendenten auf den literarischen oder künstlerischen Paroß nach dem „Seinebabel“ hingezogen. Selbst Richard Wagner, den man für einen Teutomanen halten möchte, wenn er nicht selbst in einem Briefe als sein höchstes Ideal die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnet hätte, selbst Richard Wagner pilgerte nach Paris, und lange war er in diesen Venusberg gebannt. In der Gegenwart sucht umgekehrt die recht alt gewordene Sarah Bernhardt in Paris ihren vergifteten Ruhm dadurch wieder aufzufrischen, daß sie breitpurige chauvinistische Politik treibend, Deutschland meidet, dagegen Rußland mit ihren hysterischen, unkünstlerischen Fragen in Entzücken zu versetzen sucht. Es ist dies, wie gesagt, kein Symptom der Zeit, sondern nur gewissenloser Geschäftstrieb.

Auf diese Art gänzlich isolirt, von Frankreich gehaßt, von Deutschland beargwöhnt, sah Nikolaus I. seine Niesenpläne scheitern, und um das Maß seiner Enttäuschungen voll zu machen, mußte er noch den Krimkrieg erleben — oder vielmehr daran sterben. Ja, Nikolaus I. ist am Krimkrieg und an Napoleon III. gestorben! Nicht an Gift oder Dolch oder Arzneien — sein Leibarzt von Mandt galt zwar als sein gebungener Mörder — nicht an einer unsichtbaren Krankheit, wie man in Rußland meinen sollte, dem klassischen Lande unerklärlicher und seltsamer Todesfälle, wo selbst die feste Erde nichts ist als ein beweglicher Theaterboden mit unsichtbaren Fallthüren, durch die man verschwindet, nein, Nikolaus starb aus Groll über die Niederlage der russischen Waffen.

Der Krimkrieg war aber nicht nur der Nagel zum Sarge des Zaren, er war, wie die napoleonische Invasion 1812 der erste, nun der zweite, erneute Impuls für die neu erwachende nihilistische Bewegung, die nun fast ihr Haupt erhob. Man kann also die beiden gekrönten Napoleone als die unbewußten Urheber des russischen Nihilismus bezeichnen, jener chronischen Krankheit, welche den russischen, ohnehin von Krebsgeschwüren zerfressenen und von tiefgreifenden Leiden durchtobten Niesenleib zu zerfressen droht.

Wer war Napoleon III., der Nikolaus I. zu Fall brachte? Nach dem Republikaner Victor Hugo, dem großen Dichter mit den kurzen Sätzen und curiösen Adjektiven, der ein Buch „Napoleon der Kleine“ schrieb, „ein Missethäter der scheußlichsten und niedrigsten Art, der 40,000 Bürger proscribirt, 10,000 deportirt, 60,000 ruiniert, der 25 Millionen aus der Bank jahlt, der Meineide schwor, wie ein Ganner sein Mandat erschlich, das Scrutinium fälschte, der einen mysteriösen Antheil an einer Goldstangenlotterie hatte, Schacher mit Eisenbahnconcessionen trieb, das Budget durch Ulfase regelte, alle Gesichter schamroth machte, eine knabenhafte, theatralisch eitle Persönlichkeit, ein Hundsf. . . , der sich benimmt wie eine linksche Sonnambule (!), ein Eunuuch, Trödler, mittelmäßiger Flüchtling (sic!), die moralische Cholera, ein kothbeschmutztes Ferkel, der Mann der Fallstricke, ein Zigeunerkönig.“ So meint Victor Hugo; die Weltgeschichte ist maßvoller, kann aber nicht viel Besseres von ihm sagen; denn die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hat dieser Mann gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

### Recensionen und Notizen.

Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen IX. Jahrgang. 1896.

Das Interesse, das den bisherigen Jahresberichten des Historischen Vereins Dillingen entgegengebracht wurde, wird durch die Publikation vorliegenden „Jahrbuches“ jedenfalls noch gesteigert werden. Ueber 250 Seiten desselben sind auf historische Aufsätze und die Berichte über prähistorische Funde aus den vom Verein veranstalteten Ausgrabungen verwendet. In den „quellenmäßigen Beiträgen“ behandelt Dr. Dürrwächter nach Dillinger Manuscripten die Frühzeit des Jesuitendramas. Mit Recht betont der Verfasser, daß es ein Irrthum ist, wenn man dieses Gebiet der Literaturgeschichte, wie es meistens geschieht, für öde und unfruchtbar hält. Eine gute Vorarbeit für eine Geschichte der Universität Dillingen bietet die von R. M. Mayer zusammengestellte series rectorum der Anstalt im ersten Jahrhunderte ihres Bestehens. In das kunsthistorische Gebiet führt uns A. Wagner in seinem Aufsätze über den Lainger Maler Mathis Gerung c. 1500 bis c. 1569 (mit 2 Bildern desselben in Autotypie und Lichtdruck). Nach Manuscripten der Münchener Staatsbibliothek und der kgl. Bibliothek in Stuttgart veröffentlicht M. König die bisher ungedruckte, von Stadtpfarrer Heinrich Lur in Dillingen gehaltene Gedächtnisrede auf den Cardinal Peter von Schaumberg. J. Bauhofer gibt einen Ueberblick über die ehemalige Benediktinerabtei Ehenbrunn. 1672 — 1773 war Ehenbrunn eine Filiale des Jesuitencollegiums in Dillingen. Dankbar wird von den Historikern der Reformationsperiode begrüßt werden die von Dr. Schröder veranstaltete Veröffentlichung der Correspondenz über die Verkündigung der Bulle „Exurge Domine“ durch Bischof Christoph von Augsburg. Aus dieser Correspondenz von Ende Oktober bis Ende November 1520, die sich im Augsburger Ordinariatsarchiv befindet, ergibt sich, daß nicht der Bischof, wohl aber das Domcapitel, besonders die beiden Brüder Adelmann, principielle Bedenken (Parteinahme für Luther) gegen die Veröffentlichung der Bulle wider Luther hatten, und daß von letzterer Seite die Verzögerung der Publikation herrührt. Bei Bischof Christoph war für seine Stellungnahme weder eine Hinneigung zu Luther (Steichele, Roth) noch Eifer für die Reinerhaltung des Glaubens (Beith, Wiedemann, Haas, Vier) irgendwie maßgebend; sein Standpunkt war vollständig der eines Realpolitikers. Unter den „Miscellanea“ finden sich meist Mittheilungen zur Geschichte der Universität Dillingen. Was die Ausgrabungen betrifft, so konnten diese, Dank der finanziellen Unterstützung von mehreren Seiten, in größerem Umfange als bisher vorgenommen werden und ergaben dieselben sowohl auf dem fränkisch-alamannischen Gräberfelde bei Schreyheim und in den Hügelgräbern bei Kiedlingen als auch in der römischen Kolonie zu Jaimingen

reiche Fundergebnisse (vgl. die Lichtdrucktafeln 3 und 4). Ein Theil der im Museum des Vereins aufbewahrten Gegenstände wurde zur Ausstellung prähistorischer Gegenstände in Nürnberg geschickt und zogen dort besonders die großen Bronze-Eisten das allgemeine Interesse auf sich. Das Museum, die Bibliothek und Münzsammlung erfordern werthvolle Bereicherung. Das Vereinsleben war ein reges; die Mitgliederzahl ist gewachsen (ca. 270 Mitglieder), als Ehrenmitglied ist Se. bischöfl. Gnaden Herr Dr. Petrus von Höhl in Augsburg beigetreten; die acht während des Jahres in den Versammlungen gehaltenen Vorträge behandelten meist lokalgeschichtliche Thematika. So ist der Dillinger Historische Verein blühend und erstarkt und auf allen Gebieten seiner Aufgabe gewachsen in sein 10. Arbeitsjahr eingetreten. Leider hat derselbe am Schlusse des Wintersemesters 1897 seinen trefflichen 1. Vorstand, der den Verein auf allen seinen Arbeitsgebieten sehr gehoben hat, den Herrn Lycéalprofessor Dr. Schleich, verloren. Möge der Verein auch unter der neuen Vorstandschafft des Herrn Gymnasiallehrers Harbauer in der bisherigen schönen, harmonischen Weise weiterblühen!  
Rdm.

Der Berufsgeist der staatlichen Volksschule. Mainz 1897, Franz Kirchheim. (VII und 231 Seiten.) Preis gebestet 1 M. 80 Pfg.

Dieses Buch wendet sich, wie es im Vorwort heißt, an die gläubigen Christen beider Confessionen und will nichts anders, als klar und unumwunden jene Grundsätze sammt deren logischen Forderungen darlegen, welche vom christlichen Standpunkte aus für die Beurtheilung der Volksschule maßgebend sind; Grundsätze, in welchen alle gläubigen Christen einig sind und sein müssen, wofern sie ernstlich über die Sache nachdenken. Mit einem ungemein klaren, anziehenden Stil verbindet der Verfasser einen staunenswerthen Reichthum origineller Gedanken, deren zwingenden scharfen Logik sich Niemand entziehen kann, der noch an die Gottheit Christi glaubt. Mit diesen Heilen möchten wir unsere Leser, vorab den hochw. Clerus, Eltern und Erzieher auf das lesenswerthe Buch aufmerksam machen. Glücklicherweise haben wir in Deutschland noch nicht die religionslose Volksschule wie in Frankreich und Italien, die schon jetzt ihre schmerzlichen Früchte zeitigt. Die deutschen Staatsmänner haben den Socialdemokraten und Anarchisten noch nicht den Gefallen erwiesen, damit ihren Tendenzen vorzuarbeiten. Aber in dem unseligen Culturkampf ist nach dieser Richtung ein gewaltiger Schritt geschehen. Darum hat der Verfasser auch die den Ausschlag gebende Frage des deutschen Reichskanzlers Caprivi: „Christlich oder atheistisch?“ als Motto an die Spitze seines Buches gesetzt. Der Kampf um die Schule steht fast in allen christlichen Ländern der Welt auf der Tagesordnung. Es ist nothwendig, über die Tragweite dieses Kampfes wohl orientirt zu sein. Zu diesem Zwecke kann die angezeigte Schrift empfohlen werden. Dr. R

Elfter D., Die Unterleibsbrüche und ihre Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der socialen Gesetzgebung, gemeinverständlich dargestellt. Berlin, Steinitz, 1897. 8°, 60 Ss. Preis M. 1.50.

Knapp und doch eingehend und klar bespricht der Verfasser die Bruchschäden, ihre Verhütung und Heilung, und kommt bei dem sehr häufigen Auftreten dieses Leidens in allen Klassen der Bevölkerung einem starken Bedürfnis entgegen. Besonders verdienstlich ist die besondere Berücksichtigung der socialen Gesetzgebung und der Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes gegenüber den Ansprüchen von Bruchleidenden auf gesetzliche Entschädigung. Das Büchlein zerfällt in fünf Kapitel, von denen das erste Wesen, Arten und Ursachen der Unterleibsbrüche, das zweite Verhalten in Diät der Bruchkranken, die Bruchschäden und die sociale Gesetzgebung, das dritte die Behandlung der beweglichen Brüche mittels Zurückbringen und Bruchband, das vierte Kapitel unbewegliche, verwachsene und eingeklemmte Brüche und ihre mblutige Behandlung, das Schlussskapitel endlich die operative Behandlung der Bruchschäden mittelst Bruchschnitt und Radicaloperation bespricht. Die Angaben des Büchleins

entsprechen dem heutigen Standpunkt der wissenschaftlichen Medizin und chirurgischen Technik und können allen Bruchleidenden empfohlen werden.

Kolberg J., Die Einführung der Reformation im Ordenslande Breußen. Mainz 1897, Franz Kirchheim. gr. 8°. IV u. 65 S. M. 1.—

Das Werkchen bietet auf Grund der neuesten Forschungen ein interessantes Bild der großen religiös-politischen Umwandlung, welche sich in Breußen zu Anfang und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vollzog.

Theologisch-praktische Monatschrift. Monatlich erscheint 1 Heft in der Stärke von 5 Bg. oder 80 S. gr. 8°. Preis ganzjährig 5 Mk. In Commission der Buchhandlung Gg. Kleiter in Passau.

Inhalt des 10. Heftes 1897: Zur Lebensversicherung der katholischen Geistlichen. — Die Anspender der Geheimnisse Gottes vor dem Tridentinum. — Kirchweihfesttage zu Niederaltich im Jahre 1727. — Der Clerus und die Tagespresse. — Das Beichtgebot vor der Celebratio missae. — Der Seelsorgsklerus und die Volksgebetbüchherfrage. — Wie ist das Vitanei-Verbot der Ritencongregation zu verstehen? — Pfarrchronik und Pfarrbeschreibung. — Amtlicher Verkehr der Lokalkaplaneien (Coprofaturen). — Stolgebühren der Katholiken in protestantischen Pfarren. — Wieviel Unterschriften erfordert ein Umpfarrungs-gesuch? — Verwendung Schulpflichtiger zum Auffspielen bei Tanzunterhaltungen. — Ein musterhafter Kindergottesdienst. — Eintritt in den Priesterstand ohne Beruf. — Die Liturgik und die Muttersprache. — Deutsche Bibel. — Beachtenswerthe Kleinigkeiten. — Erlasse der obersten Verwaltungsstellen und Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe. — Neueste Erlasse und Entscheidungen der römischen Congregationen. — Literarische Novitäten-schau.

Charitas. Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe in katholischen Deutschland. Verlag von Herder, Freiburg i. Br. Erscheint, 16 Seiten stark, je am 1. des Monats. Abonnementpreis jährlich 3 M.

Inhalt von Nr. 8 des II. Jahrgangs: Der heil. Johannes, der Almosengeber, Patriarch von Alexandrien. — Zum Kapitel Mädchen-schutz. (1. Mädchen-schutz auf dem Lande. 2. Der Marianische Mädchen-schutzverein. 3. Zum kathol. Mädchen-schutz im Auslande.) — Vertliche Organisation der freiwilligen Armenpflege für sich und in ihrem Verhältnisse zur Zwangsarmenpflege. II. — Eine protestantische Stimme über die Bestrebungen der „Charitas“. — Der freiwillige Erziehungsberath für schulentlassene Waisen. — Einige Bemerkungen zu Uhlhorns Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit. — Kleinere Mittheilungen. (Zweiter Charitastag. Die Thätigkeit der Waisentrüthe. Katholische Mäßigkeitschriften. Der Verein der schlesischen Malteser-Ritter.) — Charitas-Verband für das katholische Deutschland. — Fragelasten, Zusendungen an die Redaction. — Katholische Mäßigkeitsblätter. (Beilage zur „Charitas“.) Nr. 3: Medicinisches pro und contra Alkohol. II. — Alkoholgenuß u. Schülerverbindungen.

Literarischer Handweiser, begründet, herausgegeben und redigirt von Mgr. Dr. Franz Göltschamp in Münster. 18 Ann. à 2 Bogen Hochquart für M. 3 pr. Jahr.

1897. Nr. 8. Kritische Referate über Ingold Bossuet et le Janzenisme (Gauer), A rendt Apologeticae de Aequiprobabilismo Alphonsiano dissertationis a P. de Caigny exaratae Crisis (Deppe), Hammer Der Rosenkranz und Barthel Ablässe des Rosenkranzes (Deppe), Funk Gesammelte kirchengeschichtl. Abhandlungen (Wurm), Pfeilschiffer Theobald der Große (M. Kaufmann), Gasquet The old English Bible and other Essays (Wellesheim), Zeißberg Erzherzog Karl, Meinede Feldmarschall v. Boyen u. Vandal Napoleon et Alexandre (Zimmermann), Bau- und Kunstdenkmäler Oldenburgs Heft I (Bröring), Messer Reform des Mainzer Schulwesens 1763-74 (Seidenberger). — 8 Notizen über verschiedene Nova (Göltschamp). — Novitäten-Verzeichniß.

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.